

## Briefe an die Herausgeber

### Religion und Staat sind eins im Islam

Zum Artikel „Offen nach allen Seiten“ von Rainer Hermann (F.A.Z. vom 28. April): Die unauflösbare Verquickung von Machtausübung einerseits und Kontrolle der Religionspraxis sowie des Lebenschnitts der Beherrschten andererseits ist seit Mohammed das Charakteristikum eines jeden islamischen Gemeinwesens. Als die Muslime im 19. Jahrhundert mit der inzwischen von der Säkularisierung geprägten politischen Kultur Europas konfrontiert wurden, sahen sie sich genötigt, auf den grundsätzlich anderen Charakter ihres eigenen Erbes zu verweisen. Sie taten dies mit dem Hinweis, im Islam seien „Religion und Staat eins“. So argumentierten damals nicht nur, wie Hermann meint, „Islamisten“ (wer soll das eigentlich sein?), sondern allgemein die Muslime, die das Eigene zu verteidigen suchten. Sie schufen mit dem Schlagwort „Religion und Staat sind eins“ freilich nichts Neues. Sie griffen vielmehr auf das eintausend Jahre alte Ge-

dankengut der islamischen herrschaftstheoretischen Überlieferung zurück.

Es geht beim besten Willen nicht an, die Vereinbarkeit des Islams mit unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung zu postulieren, indem man den Lesern vortauscht, erst die „Islamisten“ des 19. Jahrhunderts hätten sich auf die Formel „Religion und Staat sind eins“ verständigt. Im islamischen Schrifttum der Gegenwart ist es Mode, zu behaupten, der Islam sei mit allen politischen Ordnungen zu vereinbaren, vorausgesetzt freilich, dass diese Ordnungen unter der Vorherrschaft des Islams stehen, also „islamische Religion und Staat“ vereinen. Die Verlautbarungen der Organisation für islamische Zusammenarbeit (OIC) setzen dies durch die Bank voraus. Es wäre (zu?) schön, wenn in die für Deutschland so wichtige Diskussion um den Islam bald die intellektuelle Redlichkeit einkehren könnte.

TILMAN NAGEL, DRANSFELD

### Bei Mehrheit der islamischen Bevölkerung

Der Artikel von Rainer Hermann „Offen nach allen Seiten“ (F.A.Z. vom 28. April) mag für Wissenschaftler und Islamforscher akademischen Wert haben. Für sehr viele verfolgte Menschen im Nahen Osten, vor allem Christen, ist er ein Schlag ins Gesicht. Er ignoriert völlig den real existierenden Islam in Ländern wie Irak, Eritrea, Afghanistan, Saudi-Arabien, Pakistan, Sudan, Iran, Libyen und vielen anderen Ländern. Dort gibt es keine Religions- und keine Meinungsfreiheit. Christen und andere Minderheiten

sind mit willkürlichen Gefangennahmen, Folter und Hinrichtung konfrontiert.

Gott sei Dank ist die überwiegende Mehrheit der Menschen muslimischen Glaubens in den westlichen Ländern friedliebend. Wir müssen aber andererseits begreifen, dass von dem Moment an, da der islamische Bevölkerungsanteil die Mehrheit stellt, die Rechte für Andersgläubige eingeschränkt werden. Mir ist nur ein Land bekannt, in dem es nicht so ist, nämlich Senegal.

CHRISTOPH GEORG-VON BIBRA, WACHTBERG

### Alter Fritz

Zu „Er gehört zu Deutschland“ (F.A.Z. vom 2. Mai): Ihr Titelbild mit dem Denkmal Friedrichs II. in Berlin animiert mich zu einer leichten Abwandlung des bekannten Berliner Stoßseufzers: „Alter Fritz, steig hernieder und regier die Deutschen wieder! Lass in diesen schweren Zeiten lieber Äindschie Mörkel reiten.“

Mich erstaunt, dass Sie plötzlich Ihre Liebe zu diesem preußischen Autokraten entdecken. Aber ja, auch er gehört zu Deutschland und seiner Geschichte! Seine bekannte Bemerkung zu den Türken und Heiden, die in Preußen nach ihrer Fassung selig wer-

den könnten, passt – wie die meisten historisierenden Vergleiche – allerdings wenig auf die aktuelle Situation: Zwar suchte Friedrich händeringend Leute, die ihm das Land peuplieren sollten, aber Ideen von Scharia und Parallelgesellschaften etwa hätte er ihnen fix ausgetrieben. Und die Jungmannschaft der Zuwanderer hätte er erst einmal ins Militär gesteckt, wo ihnen preußische Unteroffiziere mit dem Korporalstock beigebracht hätten, wo es langzu-gehen hat. So weit zurück in die Vergangenheit will ja nicht einmal die AfD.

DR. JOCHEN GIESLER, BRÜHL

### Polizei statt interreligiösen Dialogs

Zu „Wir brauchen keinen Kampf der Kulturen“ – Gespräch mit Bedford-Strohm in der F.A.Z. vom 4. Mai: Ich bin im deutschen Protestantismus aufgewachsen und weiß, wie leicht dort – nicht ohne moralischen Hochmut – politische Naivität mit christlicher Ethik verwechselt wird. Insofern habe ich die Hoffnung aufgegeben, dass sich der gegenwärtige Ratsvorsitzende einmal selbst kritisch hinterfragt – auch wenn es unverantwortlich bleibt, wie sehr er durch seine allzu schnelle Einteilung in die Schubladen „christlich“ und „nichtchristlich“ zur Vergiftung der ganzen Diskussion beigetragen hat.

Ein Detail seiner Ausführungen bedarf aber der ausdrücklichen Korrektur. Wenn das AfD-Mitglied, das auf dem Parteitag in-

terreligiösen Dialog einforderte, ausgebuht wurde, so doch nicht, weil die anderen dagegen waren, sondern weil sie es zum einen beleidigend fanden, ihre Gesprächsbereitschaft gegenüber den dazu Willigen überhaupt in Zweifel zu ziehen, zum anderen, weil es ja in der Tat grotesk ist, in den Hasspredigten gegen unsere Rechtsordnung, der Besoldung von hier tätigen Imamen durch Erdogan und die Saudis, den Zwangsverheiratungen, den Christenverfolgungen oder den Todesdrohungen nach einer Apostasie einen Auftakt zum interreligiösen Gespräch mit den dafür Verantwortlichen zu sehen. Was wir hier brauchen, sind Verfassungsschutz und Polizei.

JOHANNES LAMBERT, LEINFELDEN-ECHTERDINGEN

### Ab nach Serbien?

Zur Leserschrift von Josef Wyszka „Armes Deutschland“ (F.A.Z. vom 30. März): Es gibt die noch unverständlichere Abschiebung einer Roma-Familie mit erwachsenem Sohn nach etwas mehr als fünfjährigem Aufenthalt im Bundesland Hessen. Der Sohn erhält Belobigungen beziehungsweise sehr positive Leistungsnachweise, holt den Hauptschulabschluss nach und ist im zweiten Jahr einer Ausbildung. Dazu gibt es ein Interview (F.A.Z. vom 11. Februar 2015), in dem der Ministerpräsident Volker Bouffier erwähnt, es gebe einen seit mehr als zehn Jahren bestehenden Erlass, nach dem ein Auszubildender in Hessen nicht abgeschoben werden

soll. Der Vater erhält gerade eine unbefristete Vertragsverlängerung. Die Familie besuchte diverse Sprachkurse, ist gut integriert, der Sohn ehrenamtlich bei der freiwilligen Feuerwehr. Mehr als diese Familie kann man kaum leisten, um den Aufenthalt hier zu begründen. Ein Gericht interessiert das nicht. Dann steht Anfang Dezember 2015 um Mitternacht die Polizei vor der Tür: Ab nach Serbien in den Winter! Wir schreiben und hören von den notwendigen Integrationsbemühungen neu ankommender Flüchtlinge, die aber erst noch zu leisten sind. Hier waren sie vorhanden.

DR. WINFRIED O. KRÄMER, KIRCHZARTEN

### Eine Lanze für das digitale Radio

Zu den Leserbriefen zum Thema „Digitales Radio“ in der F.A.Z. vom 3. Mai: Mit großem Interesse verfolge ich die verschiedenen Beiträge zum Thema digitales Radio, und zwar sowohl die Fachbeiträge pro und kontra digitales Radio als auch die Leserbriefe dazu. Erstere sind sehr techniklastig und beleuchten das Thema auch aus Sicht der Medienwelt. Bei Letzteren scheinen die negativen Bewertungen zu dominieren, so der Brief eines Lesers aus Tübingen und zuletzt der Leserbrief eines Dr. Seibt aus Wien. Ich möchte deshalb meine ausschließlich positive Erfahrung darstellen. Wenn Leser Dr. Seibt schreibt, „die Radios im Handel, die UKW und DAB+ können“, seien „schäbige Plastikdosen mit miserablen Klang“, so ist das schlicht und einfach falsch. Ich habe schon seit längerem bei Ersatzbedarf auf Radios mit digitalem Empfang umgestellt, und meine beiden digitalen Radios einer bekannten japanischen Marke sind nicht nur von ansehnlichem Design, sondern haben auch einen hervorragenden Klang. Und der digitale Radioempfang meines neuen Bose Wave Radios ist absolute Spitze. Man muss halt ein bisschen Geld in die Hand nehmen.

Auch die ganzen detaillierten Ausführungen über DVBT2, DVBT1 und so weiter gehen am Thema vorbei. Das versteht

ohnehin nur, wer sich intensiv damit beschäftigt. Für einen einfachen Hörer wie mich – und darum dürfte es sich bei der Mehrheit der Betroffenen handeln – ist doch die Qualität entscheidend. Und da konstatiere ich, getreu der Binsenwahrheit, dass das Bessere der Feind des Guten ist, dass das digitale Radio einfach besser als UKW ist. Wenn sich der Leser aus Tübingen darüber beschwert, dass der digitale Empfang in seinem Sendegebiet unzureichend sei, so dürfte es sich doch da um ein vorübergehendes Problem handeln.

Und ach ja, der vielgelobte UKW-Empfang. Wer mit dem Auto häufig über längere Strecken unterwegs ist, wird sich wohl auch darüber ärgern, dass die Wunschsender – in meinem Fall der Deutschlandfunk und die Klassikprogramme der regionalen Sender – alle paar Kilometer neu gesucht werden müssen, der Sendersuchlauf ist fast im Dauerbetrieb. Wenn das digitale Radio auch hier für eine deutliche Verbesserung sorgen sollte, würde ich auch herzlich gerne mein sechzehn Jahre altes Auto mit einem neuen (digitalen) Radio ausstatten.

Hätten die Bedenkenträger obliegt, als es damals um die Einführung von UKW ging, so hätten wir noch heute Mittelwelle, Langwelle und Kurzwelle.

MANFRED HERRMANN, FRANKFURT AM MAIN

## Unternehmen



Verpackte Cashewkerne aus einer Hello-Fresh-Kochbox

Foto Picture-Alliance/dpa

## Kochboxen gibt es jetzt für den Thermomix

Das Berliner Start-up Hello Fresh passt die Rezepte für seine Essensboxen nun für das Kultküchengerät an. Die Kooperation hat das Unternehmen dringend nötig.

joja. BERLIN, 8. Mai. Mehr als 54 000 Kochrezepte haben die Anhänger des Thermomix in Internetforen eigens für das Multifunktions-Küchengerät zusammengetragen – Hello Fresh will dem nun ein Erfolgsrezept hinzufügen. Das Berliner Essens-Start-up verspricht Boxen mit drei bis vier zusammengestellten Gerichten, die ihre Kunden dann einem Rezept folgend nachkochen. „Curated Cooking“ heißt das auf Neudeutsch und richtet sich vor allem an all die Leute, die wenig Zeit und Phantasie haben, sich selbst darum zu kümmern, was mittags oder abends auf den Tisch kommt.

Von diesem Montag an testet Hello Fresh nun für ein halbes Jahr eine Kooperation mit dem deutschen Thermomix-Hersteller Vorwerk. In der Küche des Berliner Hello-Fresh-Büros steht eines dieser Küchengeräte – man sieht ihm an, dass es nicht als Kulisse dient.

„Wir hören das wahnsinnig oft von unseren Kunden, dass sie auch mit dem Thermomix unsere Kochboxen zubereiten wollen“, sagt denn auch Romy Lindenberg, die Deutschland-Chefin von Hello Fresh. „Die Kooperation ist für

uns eine tolle Sache, weil es den Gedanken des einfachen Kochens um eine Stufe erweitert.“ Schon bei der Zubereitung mit dem Küchengerät kann man praktisch nichts falsch machen, weil einem alles erklärt wird. Millionen Käufer schätzen das offenbar.

Nun verspricht Hello Fresh eigene Essensboxen zur Zubereitung im Thermomix, und wer zukünftig einen kauft, bekommt den dezenten Hinweis, bei welchem Essensbox-Versender man sich mit Gemüse und Fleisch eindecken sollte. Hello Fresh ist nämlich nicht das einzige Unternehmen, das solche Boxen verspricht, die Konkurrenten heißen „Marley Spoon“ oder „Kochabo“. Doch das Start-up aus dem Universum von Rocket Internet ist vielleicht das bekannteste und hat mit Vorwerk nun einen Partner, dessen Erfolg mit einem eigentlich schon 40 Jahre alten Produkt viele überrascht hat.

Mehr Erfolg braucht Hello Fresh zudem dringend: Zwar hat das im Jahre 2011 gegründete Start-up damit für Aufsehen gesorgt, inzwischen mit 2,6 Milliarden Euro bewertet zu werden, doch wurde der mit viel Getrommel angekündigte Börsengang im Herbst erst einmal auf unbestimmte Zeit verschoben.

Und momentan verliert Hello Fresh noch viel Geld: Der Verlust liegt bei mehr als 116 Millionen Euro für das vergangene Jahr, bei einem Umsatz von rund 305 Millionen Euro. Das ergibt sich aus dem jüngsten Geschäftsbericht

für 2015, der vor kurzem vorgelegt wurde. In Europa, zu dem Hello Fresh neben Deutschland noch Österreich, Belgien, die Niederlande und seit April auch die Schweiz zählt, macht Hello Fresh nicht ganz so viel Umsatz wie im „Rest der Welt“, womit Amerika, Großbritannien und Australien gemeint sind. Der Verlust vor Zinsen, Steuern und Abschreibungen (Ebitda) im Geschäftsjahr 2015 betrug hierzulande mit 23,6 Millionen Euro allerdings deutlich weniger als in Übersee. Zahlen zu einzelnen Ländern gibt Hello Fresh nicht heraus.

An den deutschen Heimatmarkt richtet sich nun die Kooperation mit Vorwerk. Begonnen haben die Gespräche Anfang des Jahres, und obwohl Lindenberg versichert, dass sie von der operativen Ebene und nicht von den Investoren angeregt wurden, dürfte es der Risikogesellschaft von Vorwerk gelegen kommen, schließlich ist Vorwerk Ventures seit einigen Jahren in Hello Fresh investiert.

Insgesamt hat Hello Fresh über Investoren 174 Millionen Euro bis zum Dezember letzten Jahres an Barmitteln eingenommen, die letzte große Finanzierung kam von der französischen Investmentfirma Baille Gifford mit 75 Millionen Euro. Der größte Anteilseigner ist aber weiterhin Rocket Internet, die mehr als 50 Prozent der Anteile hält. Die Start-up-Schmiede der Samwer-Brüder ist geübt in den Mechanismen des E-Commerce: Wer Wachstum will, muss viel Geld in Werbung pumpen. Allein in

den ersten neun Monaten des vergangenen Jahres hat Hello Fresh 70 Millionen Euro für Marketing ausgegeben, das rasante Wachstum erkauft sich Hello Fresh teuer. Oder wie Lindenberg sagt: „Wir sind in der glücklichen Situation, dass wir selbst über Wachstum und Profitabilität entscheiden können. Zurzeit investieren wir stark in Wachstum. Sobald wir das aber etwas zurückschrauben, können wir uns direkt der Profitabilität widmen.“

Dafür hat das 2011 gegründete Start-up allerdings auch 235 Millionen Euro mehr Umsatz erzielt als noch im Jahr 2014, inzwischen zählt Hello Fresh rund 800 000 Kunden, pro Monat liefert es gut 7 Millionen Mahlzeiten aus. Wenn es nach dem Berliner Essensboxenlieferer geht, werden das mit dem neuen Kundenkreis der Thermomix-Besitzer noch deutlich mehr. Die Begeisterung für das mit 1019 Euro recht teure Gerät ist offenbar ungebrochen, das jüngste Modell hat sich innerhalb eines Jahres mehr als eine Million Mal verkauft.

Für Hello Fresh bedeutet die Kooperation allerdings vor allem erst einmal Kosten durch die neue Rezeptentwicklung. Doch das Unternehmen profitiert von der Zusammenarbeit und der Erfahrung des Rezeptteams von Vorwerk. Wenn es Hello Fresh nur zu einem Bruchteil schafft, so viel Emotionalität bei seinen Kunden zu wecken, wie es der Küchengerätehersteller geschafft hat, dürfte das rasante Wachstum weitergehen. Die Frage bleibt nur, zu welchem Preis.

## Neue Bankfilialen in Griechenland mit Symbolwert

Frankfurter Entwicklungsbank Pro-Credit will Kleinunternehmer und Mittelständler in Thessaloniki finanzieren

tp. ROM, 8. Mai. In Nordgriechenland versucht eine Frankfurter Entwicklungsbank kleinen und mittleren Unternehmen Wachstumsperspektiven zu finanzieren – während andererseits die langen Verhandlungen über die nächste Kredittranche für Griechenlands auf dem Wirtschaftsklima lasten. Zusammen mit immerhin 500 Unternehmenskunden vor allem aus Osteuropa und dem deutschen Staatssekretär Hans-Joachim Fuchtel, dem Griechenland-Beauftragten von Kanzlerin Angela Merkel, will die Pro-Credit-Gruppe an diesem Montag drei Niederlassungen in Thessaloniki offiziell eröffnen.

Während die griechischen Banken den Kreditmarkt ausgetrocknet haben, sieht der Aufsichtsratsvorsitzende der Bank, Claus-Peter Zeitinger, genügend Potential für eine Kreditvergabe an seriöse kleine und mittlere Unternehmen. Für die drei Niederlassungen mit 20 Mitarbeitern sei noch in diesem Jahr ein Kreditvolumen von rund 50 Millionen

Euro denkbar. In Nordgriechenland gebe es noch immer Familienunternehmen mit langer Tradition, die mit einer Politik des „Gürtel-enger-schnallen“ die Krise überstanden hätten. Eine schlank organisierte Bank wie Pro-Credit entscheide schnell über die Kreditanträge.

Zeitinger zitiert den Fall eines nordgriechischen Unternehmens mit 45 Mitarbeitern, das einen Auftrag zur Lieferung von Fenstern für eine deutsche Großbaustelle vorfinanzieren wollte. Doch dann verlor das Unternehmen wegen der monatelangen Bearbeitungszeit für Kredite in den griechischen Banken ihren Kunden. Erleichtert würden die Entscheidungen bei Pro-Credit dadurch, dass man versuche, die Unternehmenskunden als Hausbank für alle Bankleistungen besser kennenzulernen als bei den griechischen Instituten üblich.

Griechenlands Bankensystem hat im Zeitraum von März 2011 bis März 2016 das Kreditvolumen an Private von 253 Milliarden auf 202 Milliarden Euro her-

untergefahren und muss zugleich mit einem riesigen Berg von faulen Krediten zurechtkommen. Er soll rund die Hälfte des gesamten Kreditvolumens ausmachen.

Für den deutschen Staatssekretär Fuchtel haben die neuen Niederlassungen durchaus auch symbolischen Wert. Der aus Baden-Württemberg stammende Politiker setzt sich seit Jahren für die Zusammenarbeit zwischen deutschen und griechischen Kommunen ein und bietet auf diese Weise griechischen Institutionen eine Möglichkeit, mit Fachleuten aus deutschen Kommunen neue Förderprojekte für EU-Gelder zu entwickeln und die entsprechenden Anträge zu stellen.

Die Gruppe Pro-Credit habe bisher viele Erfahrungen in Ländern gesammelt, in denen das Bankgeschäft besonders schwierig sei, hob Fuchtel hervor. Die Bankengruppe mit Sitz in Frankfurt hat unter ihren Aktionären unter anderem die KfW Bankengruppe (früher: Kre-

ditanstalt für Wiederaufbau), die Internationale Finanz-Corporation der Weltbankgruppe sowie Förderinstitute aus den Niederlanden, Belgien und Frankreich.

Das Institut mit einer Bilanzsumme von 6 Milliarden Euro ist in 14 Ländern in Osteuropa und Südamerika aktiv, hat 6000 Mitarbeiter und 428 Filialen. Für Naserümpfen sorgt bei einigen Griechen der Umstand, dass die neuen Niederlassungen von der bulgarischen Tochtergesellschaft gegründet wurden, aus dem nördlichen Nachbarland, auf das die Griechen früher herabschauten und nun einen Konkurrenten erwachsen sehen. Doch aus der Sicht von Pro-Credit war dies der schnellste Weg, in Griechenland aktiv zu werden. Der Transfer von Geldern nach Bulgarien sei nicht möglich, heißt es bei Pro-Credit. Bei geschäftlichem Erfolg in Griechenland könne eventuell in der Zukunft eine eigenständige griechische Tochterbank gegründet werden.

## Eine Geisterstadt für den Verkehr der Zukunft

„M-City“ in den Vereinigten Staaten dient als Testgelände für selbstfahrende Autos

ANN ARBOR, 8. Mai (AFP). Versteckt hinter den Bäumen und Gebäuden des Campus der Universität von Michigan erproben Forscher die Zukunft des Straßenverkehrs. Nahe der Stadt Ann Arbor im Norden der Vereinigten Staaten steht seit einem Jahr eine Geisterstadt, in der führerlose Fahrzeuge ihre Runden drehen. „M-City“, wie die menschenleere Ortschaft getauft wurde, dient als Testgelände für Hersteller selbstfahrender Autos. Hier sollen die Gefährte möglichst viele Verkehrssituationen durchproben, bevor sie vielleicht eines Tages auf belebte Straßen gelassen werden.

„Wir haben unsere Autos auch schon in der ‚richtigen‘ Welt getestet, aber ein Ort wie M-City ermöglicht es uns, die Algorithmen durch ständiges Wiederholen

bestimmter Situationen zu verfeinern“, erläutert Jim McBride, Leiter des Programms für selbstfahrende Fahrzeuge beim amerikanischen Autohersteller Ford. Um die Bedingungen der Außenwelt möglichst realistisch nachempfinden zu können, ist in M-City auf 13 Hektar eine ganze amerikanische Kleinstadt entstanden, die bis auf richtige Einwohner beinahe alles zu bieten hat: Bushaltestellen, Ampeln, Zebrastreifen, Fahrradspuren, einen Kreisverkehr, einen Bahnübergang und sogar Baustellen. Doch hinter den Fassaden der Cafés und Restaurants verbirgt sich nichts – außer Kameras, Rechnern und Radargeräten.

In dem Potemkinschen Dorf lassen sich allerhand Alltagssituationen simulieren. Etwa ein Kind, das hinter seinem

Ball her auf die Straße rennt, oder Tunnel und Baumkronen, die die Signale der autonomen Autos stören. Auch extreme Wetterbedingungen wie starker Regen oder Schneestürme lassen sich in M-City auf verschiedenen Untergründen wie Schotter, Asphalt oder Beton nachstellen. Unrealistisch ist mit 100 Kilometern pro Stunde für eine Kleinstadt höchstens die maximal zulässige Geschwindigkeit.

„Hier können die Hersteller Software und Sensoren in genau konstruierten Szenarien erproben“, sagt Jim Sayer, Direktor des Testgeländes. Besonders nützlich ist dabei laut Sayer die Vielseitigkeit, die M-City den Autobauern bietet. „2015 war hier besonders viel los“, erzählt Sayer. Denn neben Ford, das seinen Firmensitz nicht weit entfernt von M-City hat,

schalteten vergangenes Jahr zahlreiche andere Unternehmen bei der Entwicklung selbstfahrender Autos einen Gang hoch. Neben traditionellen Autobauern wie Mercedes-Benz, Honda, Audi, Toyota oder Tesla versuchen auch branchenfremde Firmen wie Google, Uber oder Apple bei der möglichen nächsten Verkehrsrevolution vorneweg zu fahren.

Bald schon könnte die Technologie so weit sein, dass ein begrenzter Einsatz in kontrollierbarem Umfeld – etwa Shuttle-Busse auf Flughäfen – denkbar wäre, sagt Sayer. Für eine Massenproduktion seien die Selbstfahrenden allerdings noch zu teuer. Bis die Fahrer wirklich in allen Verkehrssituationen das Lenkrad vergessen können, dürften laut dem Experten noch mindestens 20 Jahre vergehen.